

Ein Mensch.

Das französische sozialistische Frauenblatt „L'Equite“ bringt unter diesem Titel eine Würdigung Romain Rollands. Es ist Romain Rolland ungeheuer verehrt worden, daß er, dessen liebevolle Vertiefung in deutsches Geistesleben seinen Roman Jean Christophe schuf, nach kurzer Verirrung am Anfang des Krieges, es ablehnte, sich an der chauvinistischen Hebe seiner literarischen Berufskollegen zu beteiligen. Bezeichnend ist, daß die Verfasserin des Artikels, Marcelle Gapp, wegen ihres mutigen Eintretens für den angefeindeten Dichter und sein Buch „Meber den Wirren“ aus der Redaktion der „Bataille Syndicaliste“ entlassen wurde.

Sie schreibt: „Wenn es zur jetzigen Stunde einen Mann gibt, der den guten Ruf Frankreichs rettet, ist es Romain Rolland. Ich spreche hier nicht von den Kämpfenden. Sie geben ihr Blut dahin. Aber die anderen, hinter der Front, hätten diese nicht eine andere Aufgabe gehabt, als daß zu säen? ... Aus Dummheit, aus Wahnsinn und auch — sogar meistens — aus Eigennutz wollten sie nicht verstehen, daß, wenn man zu schwach ist, um seine Brust darzubieten, der einzige Vaterlandsdienst darin besteht, die moralischen und materiellen Liebel, unter denen das Land leidet, zu lindern. Die Franzosen, die so stolz darauf sind, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, sollten sie nicht ihren unerschütterlichen Glauben an die Veröhnung der von Thranne und vorseitlicher Restriktion befreiten Menschheit bekennen? ... Nur Romain Rolland hat das getan. Er hat den Titel des „großen Franzosen“, den seine Freunde ihm zuerkannt, damit verdient. Während soviel arbeitsfähige Nichtkämpfer ihre Ohnmacht und Dummheit verbergen hinter Abhandlungen über Politik, wovon sie keinen Dunst haben, während soviel unfähige ihre Schwäche mit „heroischem“ Truggold verbrämen, bescheidet er sich damit, ganz einfach ein Mensch zu sein, stolz auf seine Menschlichkeit. Er schreibt:

„Das Ende des Krieges hängt nicht von uns ab, aber von uns hängt es ab, ihm von seiner Bitterkeit zu nehmen. Wie es Verzehe für den Körper gibt, so sollte es Verzehe der Seele geben, die die Wunden des Hasses und der Rache heilen, die unsere Völker vergiften. Dies Amt haben wir, die wir schreiben. Und während das rote Kreuz gleichsam als Bienenstock Honig aus den Kämpfen zieht, wie in der Bibel die Bienen im Hasen des toten Löwen, veruchen wir doch, es ihm gleichgütig und dem Liebeswerk an den Verwundeten des Schlachtfeldes das unsere, im Reiche der Gedanken, an die Seite zu stellen.“

Geballe Käufe, von Wut verzerrte Gesichter — das war die Antwort! — Weil er Mensch geblieben war, innerhalb des allgemeinen Wahnsinns, hat die Meute der Löwen, der Gewinnfüchtigen, der Jünger getödt. Indem sie sich wohl hüteten, ihren gläubigen Lesern die beredten Sätze, die sie versähen, zu lesen zu geben, schleuderten die traurigen „Helden vom Schreibtisch“ niederträchtige Beschimpfungen gegen den, der sie kritisiert hatte. Was haben sie nicht alles gesagt! ... Ist man nicht sogar soweit gegangen, ein Flugblatt zu veröffentlichen, dessen Titel schon eine Niedertracht ist: „Romain Rolland gegen Frankreich“.

Zum Glück ist in unserem Land nicht jeder Edelmüt erstorben. Nicht jeder Gedanke verflucht, nicht jedes Herz stumpf geworden. Güte und Gerechtigkeit sind nicht ausgelöscht. Und ihm, der gesagt hat: „Ich spreche, um mein Gewissen zu erleichtern, und ich weiß, daß ich damit gleichzeitig das von tausend anderen erleichtere, die in diesem Land nicht reden können oder zu reden wagen“ — dem wendet sich die Sympathie aller Wohlgesinnten zu. Je mehr er angegriffen wird, je mehr wird er geliebt. Dankbarkeit und Bewunderung der Besten mögen ihn trösten, wenn ein Mann wie er des Trostes bedarf. Und mit welcher Liebe habe ich seinen Namen oft nennen hören!

Die Frauen konnten seinem edeln Freimut nur Beifall zollen. Von Natur sind sie unerschrockene Gegnerinnen der Gewalt. Von Natur sind sie für das Opfer und gegen den Henker. Für die Liebe, gegen den Haß. Alle, die ihre Mission als Frau noch erkennen und es ablehnen, sich in einer lächerlichen Maskerade zu gefallen, hörten bewegt der Stimme Romain Rollands zu, wenn sie sprach:

„Zwischen dem Kreuze der Kämpfer der beiden Armeen gingen die Winger der Champagne ihrer Ernte nach. Sammeln wir die unsere! Sie bedarf der Arme aller derer, die dem Kampf entrückt sind. Wir scheitern, daß die Schriftsteller besseres zu tun haben, als ihre blutige Feder zu schwingen und, an ihrem Tische sitzend, immer weiter zu schreiben: Tödt! tödt! ... Die würdige Aufgabe derer hinter der Front ist, die Gefallenen aufzurichten und sich während des Kampfes des schönen, allzuoft vergessenen Wahlspruches: „Inter arma caritas“ (Liebesaktivität mitten im Kampf) zu erinnern.“

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Tandrup.

So saßen denn Blomberg und Andersen wieder in dem Schneiderszimmer. Die Maschine surrte, der Rauch von Blombergs Zigarre stieg zu der niederen Decke empor und mischte sich behaglich mit dem Kleider- und Schnapsgeruch.

Der Schneider war kein großer Arbeiter. Er konnte stundenlang auf einem Stuhl herumklümmeln, die Beine von sich strecken und den Kopf zurücklegen, während der Rauch aus seinem halboffenen Mund herausquoll.

Jetzt waren seine Gedanken anscheinend weit fort, und es spielte öfters ein seltsames Lächeln um seinen Mund. So sah er lange; doch plötzlich sprang er mit einem Satz auf und trat zu Andersen.

„Hören Sie ein bißchen auf,“ sagte er, indem er die Hand auf Andersens Schulter legte. Andersen ließ die Maschine ruhen und sah den Meister erwartungsvoll an.

„Sie wünschen, Herr Blomberg?“ „Mir fiel gerade etwas ein, was ich Sie schon manchmal fragen wollte. Woher haben Sie eigentlich die hübsche Truhe in Ihrem Zimmer, Andersen?“

„Meinen Sie die mit meinen Kleidern“, erwiderte der Gefelle. „Gewiß — die schöne graubemalte Truhe mit den goldenen Nägeln.“

„Finden Sie sie wirklich schön?“ fragte Andersen. „Das freut mich, denn sie gefällt mir auch. Ich habe sie in Varde gekauft, ehe ich hierherfuhr.“

„Sie haben einen guten Geschmack, Andersen.“ entgegnete der Schneider freundlich, „ich hätte wahrhaftig Lust, den Kasten auch einmal von innen zu sehen. Aber Sie können ruhig über Ihrer Arbeit bleiben, wenn Sie mir nur den Schlüssel geben.“

Vereitwillig griff Andersen in seine Westentasche, um Blombergs Wunsch zu erfüllen. „Hier, Meister, betrachten Sie alles, soviel Sie wollen. Vielleicht kann ich Ihnen eine ähnliche Truhe verschaffen, wenn Sie eine solche haben möchten. Hier in Kopenhagen bekommt man sie gewiß nicht.“

Blomberg nahm den Schlüssel und ging. Andersen setzte

Welche Frau teilt diese Gedanken nicht? Welche Frau bekennet sich nicht zu diesem Wohlstand? ... Und daher stehen sie auch, ob gebildet oder nicht, ob reich oder arm, ob jung oder alt zu dem Manne, der den Mut hatte, dem Ausdruck zu geben, was sie empfinden: mit dem Leben gegen den Tod, mit dem Frieden gegen den Krieg. ... Trotz alledem! Marcelle Gapp.

Kleines Feuilleton.

Deutsches Weißblech.

Als zum Ausbruch des Krieges bezog Deutschland einen erheblichen Teil des Weißblechs, das seine höchstentwickelte Konserverindustrie zu Vorküchen verarbeitet, noch aus England; über 41 000 Tonnen betrug im Jahre 1913 die Einfuhr. Das ist eigentlich eine Merkwürdigkeit, denn das Weißblech (verzinktes Eisenblech), ist eine deutsche Erfindung und wurde lange Zeit in großen Mengen nach England ausgeführt. Als aber deutsche Arbeiter in Wales die Weißblechherstellung einführt, gelang es England verhältnismäßig schnell, den deutschen Wettbewerb zu erdrücken. Daran war nicht nur der abnehmende Ertrag der deutschen Zinngruben schuld, und der daraus folgende Zwang, Zinn aus dem Auslande zu beziehen, sondern die Erzeugung war in England infolge billigerer Kohlen usw. an sich billiger. In den letzten Jahrzehnten wurde nun zwar die Weißblechherstellung in Deutschland wieder in größerem Umfange aufgenommen, ohne daß damit aber die englische Einfuhr wesentlich herabgedrückt wurde. Das lag zum Teil daran, daß in Deutschland nur die besseren Sorten hergestellt wurden. Auch war es tatsächlich nicht leicht, den englischen Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen, da England nicht nur die billigen Rohstoffe, sondern auch eine durch mehrere Menschengenerationen geschulte Arbeiterkraft hatte. Natürlich nutzte England im Kriege seine Monopolstellung in gewohnter Weise aus. Norwegischen Konserverfabriken, die sich nicht schriftlich verpflichteten, nichts mehr an Deutschland zu liefern, wurde einfach die Weißblechzufuhr gesperrt. Holland darf das in seinen eigenen Kolonien gewonnene Zinn nicht nach Deutschland ausführen.

In Deutschland war man in der Zwischenzeit aber auch nicht müßig geblieben. Der große Bedarf des Heeres an Konserverbüchsen erforderte gebieterisch eine entsprechend vergrößerte Weißblecherzeugung, wozu eine große rheinische Firma ihre Veruche über zweckmäßige Form von Zinnereimashinen (auch Zinnherde genannt), die bis dahin ebenfalls ausschließlich aus England bezogen wurden, abgeschlossen und konnte ein brauchbares Erzeugnis auf den Markt bringen. Bald entstanden denn auch neue, große Weißblechfabriken, die vorhandenen vergrößerten ihre Anlagen, und nach Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen nach Beendigung des Krieges werden die Engländer einsehen müssen, daß ihnen durch eigene Kurzsichtigkeit ein gutes Geschäft verloren gegangen ist. Und der Wettbewerb unserer neuen Werke im Auslande dürfte sich auch unangenehm fühlbar machen.

Eine solche Zinnereimashine ist eigentlich äußerst einfach und doch gar nicht so leicht vollkommen zweckmäßig herzustellen. Sie besteht aus dem Kessel, der das flüssige Zinnbad enthält, und den Walzen, die das Blech durch das Bad ziehen und das überschüssige Zinn abstreifen. Was man von solcher Maschine verlangt, ist erstens eine möglichst große Erzeugung und dann ein möglichst geringer Zinnverbrauch. Beide Anforderungen zusammen zu erfüllen, ist gar nicht leicht, denn sie widersprechen sich in gewissem Grade. Ein schneller Gang der Walzen erhöht zwar die Erzeugung, ergibt aber auch zugleich einen stärkeren Zinnverbrauch, womit noch keineswegs ein höherer Preis des fertigen Bleches verbunden ist. Man muß also eine mittlere Geschwindigkeit einhalten, die das wirtschaftlich günstigste Ergebnis liefert. Dann bleibt noch die Frage der Anordnung von Kessel und Walzen offen. In England bevorzugt man den flachen, liegenden Kessel, aber dem nebeneinander die Walzen liegen, während in Deutschland der sogenannten stehende Kessel, mit übereinander angeordneten Walzen, gebräuchlich war. Die Veruche ergaben, daß die stehende Anordnung günstiger sei und eine bedeutende Verminderung der Zinnverluste herbeiführe. Auch die Beheizung des Kessels wurde verbessert. In dem vorderen Teil des Kessels, wo die Bleche eintauchen, muß eine sehr hohe Temperatur herrschen, um eine innige Verbindung zwischen Zinn und Blech zu erzielen. Im hinteren Teil muß sie um 40—50 Grad niedriger sein, damit die Bleche ihren schönen Hochglanz nicht verlieren. Kohlenbeheizung läßt das nicht zu, Wasserheizung ist besser, am besten elektrische. Auch die Frage des Kupens der Bleche und der Vertiefung der Zinnablässe — jetzt besonders wichtig! — gelang es befriedigend zu lösen, so daß auf diesem Ge-

biete nun eine vollständige Unabhängigkeit vom Auslande gesichert erscheint.

Das Plättchen als Desinfektionsapparat.

Die Desinfektionskraft des Bageins ist eine durch genaue Versuche erwiesene, aber in weiteren Kreisen noch so gut wie unbekannt. Erste Erwähnung bereits vor einigen Jahren haben, wie im „Prometheus“ angeführt wird, die von Prof. Karl Sechla in Prag angestellten Untersuchungen ergeben, daß das Plättchen mit heißem Eisen auf dünne Stoffe eine sterilisierende Wirkung ausübt. Im Anschluß an diese Beobachtungen wurden in jüngster Zeit im Berliner Institut für Infektionskrankheiten Experimente auf dem gleichen Gebiete angestellt. Man konnte hierbei einwandfrei feststellen, daß bei einer gewissen Temperatur, die durch das erhitzte Plättchen erzielt wird, verschiedene pathogene Bakterien abgetödt wurden. Dagegen blieben andere, sporenhaltige Bakterien, zum Beispiel Milzbrandbazillen, bei der gleichen Temperatur unberührt und wurden auch bei der in der Praxis üblichen Höchsttemperatur von 150 Grad nur wenig angegriffen. Die Versuche, die zu diesen Ergebnissen führten, bestanden in der Hauptsache in folgendem: Unter verschiedenen Hitzegraden und in verschiedener Anordnung wurden Zeitwandstücke, die mit Kulturen von Tuberkulosebakterien oder Choleraabdrücken in unreinem Flußwasser getränkt waren, geplättet. Die verschiedenen Temperaturen des Plättchens wurden durch ein besonders konstruiertes und in das Eisen eingelassenes Thermometer gemessen. Wenn die betreffende Zeitwand auf beiden Seiten heiß geplättet wurde, zeigte sich die sterilisierende Wirkung naturgemäß in höherem Maße. Die Desinfektionskraft des Plättchens ist in allen entsprechenden Fällen in Versuchsreihe zu ziehen, doch sollte dies mit Vorsicht geschehen, da in vielen Fällen die Wirkung nicht ausreicht und dann die Anwendung der bisherigen Desinfektionsverfahren trotzdem erforderlich ist.

Eine Heldin.

Unser Bruderorgan, die „New Yorker Volkszeitung“, erzählt: Miß Mary Davis, eine junge Engländerin, die im Postamt-Institut in Paris Bakteriologie studierte, arbeitete während des Krieges als Assistentin Dr. Kenneth Taylors aus Minnesota, der als Mitglied des amerikanischen Ambulanzhospitals in Frankreich eine besondere Form des Brandes zum Gegenstand eingehender Untersuchungen machte. Er fand dagegen einen besonderen Impfstoff, den er bereits an Meeresschwämmen produziert hatte, schied aber davon zurück, ihn an Menschen zu verwenden.

Miß Davis hatte schon 200 Soldaten an diesem Brand sterben sehen, da inwie sie sich selbst den Impfstoff ein. Der Brand brach bei ihr an der Impfstelle aus und nun lud sie den Doktor Taylor ein, die letzten ausschlaggebenden Heilveruche an ihr zu machen. Die Heilung der Miß Davis gelang mit den neuen Mitteln des Dr. Taylor und jetzt gelang es mit Erfolg bei den Soldaten in Anwendung, deren Wunden in Brand übergegangen sind.

Notizen.

— Theaterchronik. Das von Reinhardt inszenierte Ausstattungsstück „Mirakel“, das früher im Circus Busch vor sich ging, soll vom 17. Dezember ab mehrmals (besonders an den Weihnachtstagen) in der Volksbühne dargestellt werden.

— Musikchronik. Das letzte diesjährige Sonntagskonzert im Charlottenburger Schiller-Theater findet am 12. Dez., mittags 12 Uhr statt. Das Programm bringt Schuberts Sonatine in G-moll op. 107 Nr. 3 für Klavier und Violine, Beethovens Variationen für zwei Violinen und Bratsche über das Thema: „Reich mir die Hand mein Leben“ und Schumanns Klavier-Quintett op. 44 in Es-dur. Der Kommerzieller Kurt Sommer singt eine Othello-Arie aus Don Juan und Lieder von Brahms, Schubert usw.

— Kunstchronik. In den Lehrkörper der Schule Reimann ist der bekannte Maler und Illustrator Ludwig Kainer berufen worden.

— Der Robelfriedenspreis wird weder für 1914 noch 1915 verteilt. Es wäre auch schwer gewesen, dafür geeignete Kandidaten zu finden.

— Der russische Kalender, der bekanntlich von mehr denn 13 Tage hinter dem in allen Kulturländern eingeführten gregorianischen Kalender zurück ist, wurde in dem von deutschen Truppen besetzten Teil Rußlands aufgehoben. Die besetzten Gebiete haben nunmehr den gleichen Kalender wie wir — eine Reform, die bisher im heiligen Rußland nicht durchzuführen war.

die Maschine wieder in Gang und arbeitete weiter, während Mons aus seinem Korb herbeigeschlichen kam, um sich an ihm zu reiben. Aber heute beachtete ihn sein Herr nicht; sein Liebesglück beschäftigte ihn zu sehr.

Madame Larsen wird schon in die Erde kommen, dachte er, ohne sich weiter Sorgen darüber zu machen. Und wenn dann Larsen den Verlust der gestohlenen zweihundert Kronen verwenden haben würde, dann kamen sie, die jungen Leute, an die Reihe. Er konnte sich nicht vorstellen, daß Larsen etwas einzuwenden haben werde — sie liebten sich ja.

Nach einiger Zeit kehrte Blomberg mit dem Schlüssel zurück und sagte, er könne das Schloß nicht aufbringen. Andersen erbot sich, es zu öffnen, aber davon wollte Blomberg nichts wissen.

„Passen Sie lieber auf Ihre Maschine, Andersen,“ sagte er streng.

Das kränkte den Gefellen, und so verließ der Rest des Tages unter Schweigen. Erst als sie zu Abend gegessen hatten, begann Andersen wieder zu plaudern, denn er konnte auf die Dauer nichts nachtragen.

Er mußte seinem Herzen Luft machen, mußte erzählen, was zwischen Waren und ihm vorgefallen war.

Und so tat er es. „Rein, aber so etwas, Andersen!“ rief Blomberg und schlug sich auf das Anie. „Sie haben sich verlobt? Denken Sie vielleicht gar daran, bald zu heiraten?“

„Ja, mit Gottes Hilfe,“ erwiderte der Gefelle ernst. „Und dann bekommen Sie jedes Jahr ein Kind oder vielleicht sogar zwei — ein ganzes Nest voll — und dazu Armut ins Haus. Pfui Teufel, Andersen.“

„Kinder sind ein Segen, Herr Blomberg,“ entgegnete Andersen. „Wer arbeiten will, findet schon Nahrung für eines, zwei und noch mehr, wenn es sein muß!“

„Meinen Sie?“ sagte Blomberg zweifelnd. „Nun, Sie werden ja sehen, ob es so glatt geht — aber man kann ja schließlich, auch ohne Kinder zu haben, verheiratet sein.“

„Das bestimmt der liebe Gott,“ erklärte Andersen. „Die Kinder, die er uns zugebacht hat, bekommen wir auch.“ Der Schneider grinste.

„Sie glauben vielleicht gar noch, daß der Storch die kleinen Kinder bringt?“

„Das ist mir ziemlich gleichgültig, woher sie kommen,“ antwortete Andersen würdig. „Ich bleibe dabei, daß uns unser Herrgott die Kinder schenkt, wenn er sich von unserer richtigen gegenseitigen Liebe überzeugt hat.“

„Nichtigen Liebe!“ wiederholte Blomberg anzüglich. „Ich glaube gar, Sie bilden sich ein, es gäbe keine andere Liebe als die von Eheleuten.“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Andersen. „Wer ich habe immer gehört, es sei eine große Sünde, wenn Menschen, die einander nicht lieben haben, Kinder bekommen. Die unschuldigen kleinen Wesen kommen in die Welt und glauben, daß dort ein Vater und eine Mutter seien, die sich ihrer liebevoll annähmen — denn die Liebe daheim ist der Sonnenschein für die Kinder, hat mein alter Meister gesagt. — Aber dort, wo sich die Eltern nicht lieben, verkümmern die Kinder — ihre kleinen Seelen können keinen Schatten tragen.“

Blomberg bekam sich auf eine böshafte Antwort. Da klopfte es.

Und noch ehe der Schneider richtig „Herein!“ rufen konnte, öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle stand ein Herr.

Man fühlte sofort, daß die Gegenwart dieses Fremden etwas Besonderes anfühlte; er schien mit einer Energie geladen zu sein, die sich in bewegten Ausstritten Luft machen mußte. Mit einer unheimlichen Ruhe trat er näher, die Haltung erinnerte an ein ausgehohenes Projektil, welches darauf wartet, daß die Luft der Brandröhre den Zündsatz erreicht.

Der Mann war groß und dunkel. Er hatte einen schwarzen Hut, einen schwarzen Rock und schwarzen Bart — einen starken gut gepflegten Anebelbart.

Blomberg war aufgestanden und stützte die Hand auf den Tisch, während er sich vornüber beugte und fragte, womit er dienen könne. Dabei fiel ein Lichtstrahl auf den geschlossenen Rand der roten Glasplatte seines Ringerringes, und Andersen sah, wie sich dieser kleine leuchtende Punkt mit der zitternden Hand unruhig hin und her bewegte.

Sonst war Blomberg unverändert, höchstens ein bißchen gelber als gewöhnlich.

„Wer von Ihnen ist der Schneider Blomberg?“ fragte der Fremde.

„Blomberg? Der bin ich“, antwortete dieser, indem er sich verneigte.

„Ich habe mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen“, sagte der Herr.

„Wie Sie wünschen!“ Blomberg verbeugte sich nochmals und wendete sich dann an Andersen. „Sie können einstweilen in die Kammer gehen.“ (Fortf. folgt.)

